

AUFZEICHNUNGEN EINES SPAZIERGÄNGERS

AUS DEM TAGEBUCH - NOVEMBER/DEZEMBER 1996 - JANUAR/FEBRUAR 1997

20. November 1996

Ein düsterer Tag. Nach den üblichen morgendlichen Pflichten bereite ich mich langsam auf das Lesen vor. Die Serben schreiben gern, insbesondere in Krisenzeiten und vorwiegend Romane. Letztes Jahr haben sie, mit einer leichten Handbewegung, mehr als hundert Romane veröffentlicht, und auch in diesem Jahr sind sie nicht weit von dieser Zahl entfernt. Mehr als die Hälfte dieser Romane beschäftigt sich mit der Schilderung der unmittelbaren Vergangenheit und der nicht allzu überzeugenden Fiktionalisierung der bleiernen Zeiten des allgemeinen Verfalls. Die Literatur scheint heute ein kleines Vergnügen für arme Leute zu sein, eine Katharsis für den Hausgebrauch, zumal alle schreiben und niemand liest. Die Realität hat jeglichen Einfluß der Literatur zunichte gemacht, man kann schreiben und sagen, was man will, und nichts geschieht, der Welt ist es einerlei, obwohl die Literatur von den Medien ununterbrochen verschlungen wird - Nachrichten aus der Kunstwelt, Geschichten über die zahlreichen und vollkommen unbedeutenden Verleihungen von Literaturpreisen. Ja, man kann über alles und jeden schreiben, aber in der Wirklichkeit kann man nichts tun. Zeigen denn dies nicht auch die letzten Wahlen...

Dann begann das Telefon zu klingeln. Wie immer. Wenn ich es nicht nach neun Uhr abstelle, wird jede ernsthafte Arbeit unmöglich. Manchmal, wenn ich keine Lust zum Arbeiten habe, lasse ich es absichtlich an, denn dann habe ich ein Alibi vor mir selbst. N.M. ist am Apparat. Er fragt, ob ich einen Appell zur Anerkennung der Ergebnisse des zweiten Wahlgangs unterschreiben wolle. Du hast meine Unterschrift - sage ich. Gut, wir sehen uns dann. Danach ist mir klar, daß der Tag völlig unbrauchbar für jegliches Lesen oder Schreiben ist. Ich gehe in die Stadt, im Zentrum herrscht schon großes Gedränge, Spannung liegt in der Luft, obwohl die Menschen, wie gewöhnlich, eilig aneinander vorbeigehen, gebückt unter ihrer alltäglichen Namenlosigkeit. Ich schaue bei meinem Freund und Verleger P.M. vorbei, unterwegs gibt mir ein Mädchen ein Flugblatt bzw. einen Aufruf zur Protestkundgebung der Bürger um drei Uhr nachmittags. P. ist wie immer voll im Streß, wir tauschen nur wenige Sätze aus, er fragt mich, ob ich zur Kundgebung gehe. - Klar - sage ich - es ist höchste Zeit. Dann gehen wir gemeinsam - sagt P.M. Wir fahren mit seinem Wagen nach Neu-Belgrad, um uns etwas Wärmeres anzuziehen und zu essen. Eine halbe Stunde später warte ich an meiner Kreuzung auf ihn. Wir fahren über die Brücke. Er parkt seinen Wagen gegenüber dem Aero-Klub, in der Eile geht der vordere Scheinwerfer zu Bruch. Wir begeben uns zu Fuß zum Platz der Republik, immer mehr Menschen kommen hinzu. Auf der Treppe steht auch mein Kumpel M.P. und fordert ohne Mikrophon die versammelten Bürger auf, sich langsam zum Serbischen Parlament zu begeben. Auf einmal sehe ich nur Gesichter, Hunderte und Tausende von bekannten und unbekannten Gesichtern. Auf dem Weg zum Parlament, der über die Terazije-Straße und die Straße der serbischen Herrscher führt, begegne ich vielen Bekannten. Alle sind guter Dinge. Im Vorbeigehen ruft jemand nach mir, er gebraucht den Namen, den ich als Junge trug. Ich drehe mich um. Inmitten einer Gruppe von Menschen steht, auf einen Spazierstock gestützt, der Vater von R.R., einem Freund aus dem Gymnasium. Wir haben uns seit genau zwanzig Jahren nicht gesehen, die Begegnung bei einer Lesung meines Buchs *Neu-Belgrader Geschichten* ausgenommen. - Gehen wir ein Stück zusammen - sagt der Vater meines früheren Freundes. Danke, - erwidere ich - es geht auch so, ich will die Menschen beobachten. - Du warst nicht beim Klassentreffen? - Nein. - Warum? - Ich erinnere mich ungern - sage ich zum Vater meines früheren Freundes. Er geht weg, gebeugt und irgendwie verärgert. Während er sich mit Hilfe seines Spazierstocks fortbewegt, ruft er mir zu - Das sind doch deine Freunde. Ich weiß nicht, was ich ihm antworten soll. Ich stehe mit P.M. vor dem Gebäude, das sich gegenüber dem Parlament befindet, und beobachte die Menschenschlange, die an uns vorbeizieht. Die Stadt hat zu brodeln begonnen.

22. November 1996

Als ich die Notizen für meine heutige Vorlesung ordnete, rief mich S.S. an, eine ältere Kollegin aus dem Institut für Literatur und Kunst. - Weißt du, daß sich heute die Studenten versammeln? - Ich habe etwas darüber gehört. - Um zwölf, auf dem Plateau vor der Philosophischen Fakultät, es wäre gut, wenn du dort sein könntest. - Sicher, ich werde etwas früher da sein, meine Vorlesung beginnt um 12.15. - Einige Professoren werden zu den Studenten sprechen, ich habe gesehen, daß du den Appell unterschrieben hast... - Danke für den Anruf, ich bin auf jeden Fall an ihrer Seite. Nur, weißt du, ich möchte keine Reden halten, jetzt werden alle darauf aus sein, ihrem Namen eine größere

Bedeutung zukommen zu lassen, als ihm tatsächlich zustehen würde, und sich von ihren alten Sünden zu befreien. - Ja - sagt S.S. - es wird wohl so sein, aber trotzdem, sie brauchen unsere Unterstützung. - Allerdings - erwidere ich - ich komme bestimmt ...

Einige Minuten vor 12 auf dem Plateau. Noch immer geschieht nichts. Ich gehe zu meiner Fakultät. Um 12.15 spreche ich vor etwa dreißig Studenten (es sind weniger als gewöhnlich) über die Romantik bei den Südslawen. Das Topos des *Erwachens* ist das grundlegende Topos der Frühromantik der südslawischen Völker. Während ich dies ausspreche, überlege ich, ob auch dies eine Form des kollektiven *Erwachens* sei. Die Studenten sind sehr aufmerksam. Wenn ich an ihrer Stelle wäre, ich glaube nicht, daß ich so aufmerksam wäre. Stimmengewirr und Geschrei dringen durchs Fenster. Der Verkehr ist verstummt. Der Hörsaal befindet sich im Erdgeschoß, und wenn ich mich auf die Zehenspitzen stelle, kann ich die Dächer der haltenden Trolleybusse sehen. Die Vorlesung ist zur Hälfte vorbei, als eine mir unbekannte Studentin, ohne anzuklopfen, den Hörsaal betritt. Und während sie spricht, versucht sie mich zu ignorieren, ihre Stimme bebt vor Aufregung. - Guten Tag - sagt sie - ich wollte den Kollegen sagen, daß draußen der Streik begonnen hat. Dann wendet sie sich mir zu - Das gilt nicht für Sie. Ich bedanke mich für die Information, und sie geht hinaus, ohne sich zu verabschieden. Die Studenten schweigen. - Wer hinausgehen will - sage ich zu ihnen -, kann dies ohne weiteres tun. Niemand geht hinaus. Ich setze die Vorlesung fort, finde den verlorenen Faden und beende die Stunde trotzdem etwas früher.

- Die Beschäftigung mit Lyrik, liebe Kollegen, ist eine ziemlich gute Methode, um der Wirklichkeit zu entfliehen - sage ich, und die Studenten lachen. Ich erlebe sie ganz anders als am Anfang des Schuljahrs, jetzt wirken sie irgendwie älter und vernünftiger.

Ich gehe zum Plateau. Dort sehe ich auch einige der Studenten, die bei dieser letzten Vorlesung anwesend waren. Ich höre, daß der Initiativausschuß des Studentenprotests angekündigt hat, die Studenten würden am Montag in Streik treten, wenn ihre Forderungen nicht erfüllt würden (Bildung einer Kommission zur Feststellung der Wahlergebnisse auf Paritätsbasis und Rücktritt des Rektors und des Studenten-Prorektors). Wir gehen zum Platz der Republik. Wie in den antiken Demokratien. Der Platz wird wieder zum Herzen der Stadt.

1. Dezember 1996

Während ich jetzt, in Erwartung dessen, was unweigerlich auf uns zukommt, versuche, die vergangenen Ereignisse wie einen Film ablaufen zu lassen (danach kann nichts mehr so sein, wie es war), kommt es mir vor, als hätte ich, als Betrachter und Teilnehmer, ein unglaubliches und, weil unerwartet, noch unglaublicheres Wiederaufleben des bürgerlichen Geistes in Serbien erlebt. An die Stelle von Apathie und Angst ist, fast über Nacht, eine gute Stimmung getreten. Ich hatte nicht geglaubt, daß so etwas möglich ist. Man muß diese gute Stimmung bewahren, denn sie beraubt die bisherigen Herrscher ihrer Macht. Wenn das Volk beginnt, seine Obrigkeit zu verlachen - deren absurdes Verhalten durch dieses Lachen immer stärker karnevalistische Züge annimmt (um, nur so nebenbei, Bachtin heranzuziehen: Alle einstigen "erhabenen" Inhalte werden zum Gegenstand der Verspottung) -, dann kann man von einer kollektiven Katharsis reden. Das Regime kann keine Witze erzählen (es ist ein träges, überdimensioniertes Mastodon, das herumtorkelt, als sei es eben aus dem Eis erwacht), doch gerade deshalb werden so viele Witze darüber erzählt.

Und gerade deshalb ist der eigentliche Held all dieser Tage jedes kollektive Sprachgenie aus Belgrad und Serbien, die Autoren jener witzigen Parolen, die die Stimmung der Bürger besser als irgendein Politiker zum Ausdruck bringen. Streng genommen sind diese Ereignisse überhaupt nicht politischer (parteigebundener, ideologischer) Natur, sie sind in erster Linie - auch durch die uneigennützigste Unterstützung der zehnjährigen grotesk erfolglosen Herrschaft - eine spontan entstandene Forderung nach Achtung des Rechts auf Individualität, auf die Stimme dieser Individualität, im Gegensatz zu den verbrauchten, vergangenen Geschichten, die uns angeboten wurden, um uns vergessen zu lassen, daß wir schlecht, tragisch schlecht leben.

Würde man uns fragen, wo wir waren und was wir in diesen zehn Jahren getan haben, so könnte niemand von uns auf diese Frage antworten. Uns allen ist diese Antwort im Grunde bekannt, doch sie befriedigt und erlöst uns nicht. Wir sind in eine allgemeine Hoffnungslosigkeit und Aussichtslosigkeit hineingeraten. Wie in einer Geschichte aus dem Mittelalter. In einem dunklen Wald, in dem wir uns verirrt haben, wurde wir von einer Gruppe verdächtiger Typen bis aufs und unters Hemd ausgeplündert. Diese Räuber waren ziemlich geschickt, sie sagten uns, es sei alles in Ordnung, wir

sollten uns keine Sorgen machen, sie würden uns helfen, den Weg aus diesem unwegsamen Gebiet zu finden, doch sie haben uns trotzdem rücksichtslos ausgeraubt. Verzweifelt und resigniert wußten wir nicht, was wir tun sollten. Als wir endlich den Weg gefunden hatten, erwartete uns dieselbe Gruppe (unter ihnen fiel einer besonders auf, er war sehr ernst, immer irgendwie böse und mürrisch dreinblickend), und sie begannen auf uns einzureden, wir sollten ihnen folgen, als ob nichts geschehen wäre. Wir blickten einander an und waren uns sofort einig: O nein, damit ist es vorbei. So naiv sind wir nun auch wieder nicht. Obwohl ihr uns alles genommen habt, ist uns doch ein bißchen Gewissen geblieben.

3. Dezember 1996

Über das Gewissen habe ich auch vor den Studenten der Technischen Hochschule gesprochen. Sie haben mich heute abend zu einer Diskussionsrunde eingeladen. Ganz zu Beginn, bei meiner Vorstellung, habe ich vor dem vollen Amphitheater gesagt, ich würde ihren Protest unterstützen, und man müsse in diesem Augenblick jegliche Pathetik vermeiden, obwohl wir uns alle der Bedeutung dieser Ereignisse bewußt sind. Mehr als die Pathetik brauchen wir ein Verantwortungsgefühl und einen rationalen Wirklichkeitsbezug. Ich sagte ihnen auch, ich würde mich an die drei vorangegangenen Studentenunruhen erinnern. 1968 war ich ein kleiner Junge, und den Zusammenstoß zwischen Studenten und Polizei habe ich zwischen den Eisenbahnwaggons stehend, mit denen die Bahnstrecke bei der Unterführung blockiert war, beobachtet. 1989 habe ich zu später Nachtstunde vom Fenster meines Zimmers aus gesehen, wie die Kolonne aus der Studentenstadt, angeführt vom Rektor, zur "Aktion des Volkes" zog. 1992, damals war ich bereits Assistent an der Philologischen Fakultät, nahm ich zusammen mit den Studenten an der neuen Version der Juni-Tage teil. All diese Ereignisse, sagte ich zu den Studenten, waren genauso wie euer Protest von dem utopischen Wunsch geleitet, die Welt solle sich zum Besseren wenden, und nach diesen Ereignissen lebten wir immer schlechter und schlechter. Selbst wenn dieser Aufruhr erfolgreicher als die vorhergehenden sein sollte, so dürften wir dennoch keine Veränderung binnen eines einzigen Tages erwarten. Wir leben im Schatten einer großen, imperialen, ideologischen Fama, die eine häßliche, depressive Realität produziert hat und durch die scheinbar endlose Verheißung einer besseren Zukunft fortexistiert. Und selbst in dieser Geschichte befinden wir uns am Ende der Ereignisse, denn auch wir haben in den letzten zehn Jahren eine beschleunigte und verdichtete, eine radikalisierte Version dieser Agonie durchlebt.

8. Dezember 1996

Auch in den letzten Tagen bin ich spazierengegangen, meist mit den Studenten. Heute gegen 15.30 traf ich beim ehemaligen Restaurant "London" den Schriftsteller M.J.V., als ich die scheinbar endlose Bürger-Kolonne beobachtete, die, begleitet von der Musik aus mobilen Boxen, skandiert piff und Knallkörper warf. (Vor einigen Tagen, während eines Protestmarsches, sind wir an dem Gebäude vorbeigezogen, in dem er arbeitet, und ich sah ihn auf dem Balkon stehen und uns zuschauen. Wir hatten uns einander zugewunken.) Wir unterhalten uns wie alle anderen darüber, was geschehen wird. M.J.V. sagt mir, er würde seit 1966, als er nach Belgrad gekommen ist, die Heuchelei der Herrschaft mit ansehen und auch die Heuchelei der Herrschaftsgetreuen, einschließlich seiner Bekannten. Wir wissen nicht, was uns erwartet und wie es sein wird, aber wir sind uns einig, daß man nicht aufgeben darf: - Wenn nicht jetzt etwas geschieht, dann wird Gott weiß wann etwas geschehen, vielleicht in dreißig Jahren - sagt M.J.V. - Und ehe man sich versieht, ist das Leben vorbei - füge ich hinzu. Und zehn Jahre sind bereits verstrichen, einfach so, in der Erniedrigung und im Überleben. Wir haben das Schwierigste gelernt, das absolut Schwierigste -, den eigenen Kindern zu sagen: - Das können wir uns nicht leisten. Und danach wenden wir uns gleichgültig ab und beschäftigen uns mit der Frage, wie wir aus einer Deutschen Mark zwei Deutsche Mark machen können. Darüber hat auch der feinfühligste Lyriker nachgedacht und auch der Fahrer der Städtischen Verkehrswerke und der Truppenoffizier und der Philosoph, ein ehemaliger Marxist, und der Facharzt und der Hausmeister und der arbeitslose Feinmechaniker, der sich zum Benzinverkäufer auf der Straße hat umschulen lassen. Und M.P. und M.J.V. und N.N. und X.Y.Z.

Und nun, nach allem was geschehen ist, wissen wir, obgleich wir inzwischen mittleren Alters sind und längst resigniert haben, daß wir nicht aufgeben dürfen...

12. Dezember 1996

Erst gestern, am 11. Dezember, hat der Rat für Forschung und Lehre (besser gesagt der Science-fiction-Rat) meiner Fakultät den Studenten seine uneingeschränkte Unterstützung zugesichert. Die Sitzung dauerte keine fünf Minuten. Professor I. K. las den Text vor und im übervollen Saal brach Beifall aus. Beim Hinausgehen, im Gedränge, meinte jemand - Wir sagten es und retteten unsere Seele.

26. Dezember

Obwohl niemand von den Machthabern (und Untertanen) eine Ahnung hat, was Postmodernismus ist (Wissen, insbesondere wenn es "fremd" und neu ist, bedroht jegliche Autorität und Selbstgenügsamkeit), spielt sich auf den Straßen unserer Städte eine postmoderne gesellschaftliche Emanzipation ab. Der Prozeß der Suche nach einer neuen Unterstützung und Umstrukturierung ist im Gange bzw. die Suche nach einer neuen Organisation des in Trümmern liegenden Gesellschaftsorganismus (Wiederherstellung des Verlorenen oder Ersatz der falschen Identität, Auffüllen des durch ideologische Lobotomie entstandenen Leerraums). Vor ein paar Monaten habe ich einen Text von Enzensberger gelesen, in dem er vom Aufkommen "postmoderner Diktaturen" in Ländern des bisherigen Östlichen Reiches spricht. Durchaus zutreffend, wir sehen es ganz deutlich, denn gerade das leben wir ja. Die Wirklichkeit wird nach einem einzigen Willen gestaltet, aber nicht auf eine offene stalinistische Weise, sondern diskret, manipulativ, über geklonte Köpfe. Man braucht sich nur die Gesten der "kleinen Fische" anzusehen und ihre Stimmen zu hören - an wen erinnert Sie das? Die Herrschaft hat ihren Realitätssinn verloren. Es gibt keine authentische "Wirklichkeit" mehr, sondern nur eine multiplizierte. Alles ist nichts als ein Trugbild oder, postmodern formuliert, Simulakrum. Die gesellschaftlichen Institutionen sind phantomhaft, und so sind auch die "Funktionen" in diesen Institutionen, ebenso wie die "Werte", die dort gepredigt werden. Die Sprache des Zentrums ist atrophiert - Unglauben und Gelächter machen sich breit. Und deshalb wird das scheinbare Chaos auf den Straßen, das im Grunde der Durchbruch des bis gestern unterdrückten authentischen Lebens ist, vom echten Chaos der staatlichen Schein-Ordnung verschlungen.

1. Januar - 5. Januar

In diesen Tagen sind wir im Kreis gegangen, in Polizei-Ring um die Knez-Mihailova-Straße. Uns ist nicht schwindlig geworden. Heute, am Sonntag, dem 5. Januar, wurden die Straßen in der Innenstadt von Autos blockiert. Es war wohltuend und aufregend, diesen Live-Film zu sehen.

6. Januar

Heiliger Abend.

Auf dem Vracar-Plateau stehen die Menschen dicht aneinander gedrängt, mit Kerzen in den Händen. Immer neue Kolonnen kommen hinzu. Im Gedränge verliere ich die alten und finde gleich darauf neue Gesprächspartner, den Dichter M.D. und seine Frau, etwas später sehe ich andere bekannte Gesichter.

Natürlich unterhalten wir uns hauptsächlich über die katastrophale Regierungspolitik, den Zustand der Produktion einer andauernden Instabilität und über die ständige Bedrohtheit. Das Regime ist unfähig, den Alltag zu gestalten, ein gewöhnliches harmonisches Leben, es fördert und pflegt das irrsinnige Streben nach Simulation der Wirklichkeit und dem Perpetuieren der tragisch schweren Geschichte.

Hätte ich nicht die Literatur und meine Familie gehabt, ich hätte in diesen fünfzehn Jahren nichts Schönes erlebt. Auf diese Weise haben wir im Grunde alle überlebt, tief zurückgezogen in uns selbst, in unser inneres Leben, bis wir allesamt eines Tages gesagt haben: - So, jetzt reicht es aber wirklich. Wir wollen mal sehen, was wir schließlich mit unserem eigenen Leben anfangen können.

9. Januar

Die Studenten sind nach mehrstündigem Warten darauf, daß die Polizei abrückt, wieder durch die Stadt spaziert. Nahezu alle Institutionen von nationaler Bedeutung - Universität, Kirche, Akademie, Künstler- und Berufsverbände - unterstützen den Studentenprotest. Die Herrschaft zeigt sich völlig gleichgültig, als würde sie in einer anderen Zeit und mit einem anderen Volk existieren.

Wie gewöhnlich hat sich auch bei dieser Gelegenheit unsere sprichwörtliche Neigung zum schnellen Vergessen gezeigt. Viele Menschen aus diesen Institutionen, "Intellektuelle", die ihren eigenen Erfolg nicht mit Talent bezahlt haben, sondern mit Hilfsdiensten für das Regime, haben aktiv an der Gestaltung der düsteren Vergangenheit mitgewirkt. Die Stunde der großen Biographie-Wäsche ist gekommen. Es ist Zeit, ihnen zu vergeben und sie für immer zu vergessen.

13. Januar

Die Schlußsitzung der NIN-Jury für den Roman des Jahres. Zu viele Titel, zu wenig gute Bücher. Die allgemeine Verwirrung spiegelt sich, trotz des inneren "Widerstands" der Schriftsteller, auch in der Literatur wieder. Die meisten Romane, egal ob von Amateuren, Außenseitern, talentierten oder renommierten Autoren geschrieben, sind eine "Abschrift der Welt" der vergangenen Jahre. Nach dreißig gelesenen und genauso vielen aufmerksam durchgesehenen Romanen fühle ich mich wie ein Mensch mit einer Leseschwäche. Ich weiß nicht, wieviel Zeit ich brauchen werde, um in die Normalität zurückzukehren, um natürlich, menschlich auf einen wohlformulierten Satz zu reagieren.

Der Preis geht an D. A. Vor zwei Jahren ist er nach Kanada gezogen. Wir schreiben uns manchmal. Und obwohl er nie direkt darüber geschrieben hat, spüre ich die Last seines größten Dilemmas ganz deutlich: Soll er dort bleiben oder zurückkommen? Ich weiß nicht, was sein erster Gedanke sein wird, wenn ihn die Nachricht über den Preis erreicht, doch ich weiß, daß danach dieses Dilemma noch schwieriger sein wird.

21. Januar

Die Blockade dauert bereits seit Sonntag an, und man weiß nicht, wann sie enden wird. Heute bin ich dreimal in der Kolarceva-Straße gewesen. Das Ausharren im Warten scheint von Sekunde zu Sekunde immer größer zu werden. Die Zeitungslektüre (in der blinden Überzeugung, die Zeitungen würden mir etwas mitteilen, was ich nicht sehe) und das Schreiben des Tagebuchs sind meine einzige Beschäftigung in den letzten paar Tagen. Seit Jahren führe ich ein Angler-Tagebuch, und es war mir nur selten in den Sinn gekommen, dort irgend etwas anderes aufzuschreiben als grundlegende Angaben über den Angelplatz, den Wasserstand, die Jahreszeit, Anzahl und Gewicht der gefangenen Fische, die Wetterlage sowie beiläufige Anmerkungen, die den Kern, das Wesen dieser Leidenschaft ausmachen. Nun weiß ich, daß solche Bemerkungen und nicht irgendwelche hochtrabenden, anmaßenden Erklärungen, die mich anekeln und derer ich satt und müde bin, den Sinn des Lebens in diesen zwei Monaten ausmachen, seitdem ich hie und da, und wirklich zum ersten Mal in meinem Leben, Tagebuch führe. Genauer - Aufzeichnungen in Tagebuchform -, denn ein echtes Tagebuch zu führen, das wirkliche, absolut ehrliche Schreiben über sich selbst, ist im Grunde unmöglich; ein Tagebuch ist sinnlos, falls es nicht von jemandem (jemand anderem) gelesen wird. Manchmal bin ich zu faul, um etwas, was ich denke oder bemerke, aufzuschreiben, und ich versuche später, wie etwa jetzt, wenn ich wieder Lust dazu habe, so manches Bild oder einen Satz auf die Schnelle zu rekonstruieren. Meist ohne Erfolg.

Gegen 17 Uhr stelle ich mich mit einer Gruppe von Kollegen von der Fakultät vor den Polizeikordon. Der Sicherheitsdienst der Studenten läßt uns in einen von langen weißen Seilen umzäunten Raum vor. Jemand klopft mir auf die Schulter. Ich drehe mich um. Eine Studentin sagt mir, es würde sie freuen, daß sie mich hier sehe. Wir lachen. - Gleichfalls - sage ich. Wir stehen vor den Polizisten und blicken uns an. Das sind alles junge Leute im Alter meiner Studenten. Manche sind unnatürlich ernst, andere können sich das Lachen nicht verkneifen. Vor uns läuft eine attraktive Studentin, sie bleibt vor jedem Polizisten stehen und schaut ihm direkt in die Augen, bis dieser zwinkert oder anfängt zu lachen. Dann geht sie weiter. In weniger als zehn Minuten hat sie den ganzen Kordon "umgehauen". (Dieses Spiel habe ich gespielt, als ich zehn war.)

Wir unterhalten uns, als würden wir uns in einem vertrauten, bekannten Raum befinden und nicht auf der Straße, wo Erfüllung und Leere ganz klar voneinander getrennt sind. Meine Studien- und Arbeitskollegin S.S. reicht mir eine Bonbonschachtel und lacht, als ich sie frage: - Haben Sie Bonbons? Ihr fünfjähriger Sohn M. ist in den Kindergarten gegangen, doch er hat ihn "nicht beendet", ein toller Junge. Ich frage meinen Kollegen und Fußballgegner T.B., in was für einem Theaterstück wir nun spielen. Mir scheint, als kämen viele Genres in Frage: *Farce*, *Tragikomödie*, *Sotie*, *Happening*, ja sogar *politisches Drama* oder *Vaudeville* oder *Commedia dell'arte*, aber die Lösung von T. B. ist die präziseste: *Theater des Absurden*.

22. Januar

Auf dem Platz treffe ich, zusammen mit J., I.D. Sie ist Dramatikerin, unsere Freundin und Heldin einer meiner Erzählungen. Wir sind ausgelassen und gutgelaunt, und wir lachen. I.D. erinnert sich an unsere Studienzeit, sie erzählt hervorragend und witzig über die Zeit ihrer Emanzipation als Frau. - Jetzt geht alles viel schneller - sagt sie, und wir sind alle bereits 40. Sie erzählt mir, die Polizei sei für diese Geschehnisse ausgesprochen wichtig, nicht weil das Volk sie paradoxerweise bezahlt, um verprügelt zu werden, sondern weil durch ihre Gegenwart die Spannung der ganzen Geschichte aufrechterhalten wird. - Wir spielen Räuber und Gendarm - sage ich -, nur daß sich jetzt beide Rollen auf einer Seite befinden.

Der Prosaschriftsteller M.S., 68er-Veteran, kommt hinzu, und wir erweitern das Thema. - Führst du Tagebuch? - frage ich ihn. - Natürlich, sagt er - aber ich weiß nicht, ob ich es jemals veröffentlichen werde. - Schreibst du über Politik? - frage ich weiter. - Viel, vielleicht sogar zu viel - sagt er - und du? - Ich schreibe auch - erwidere ich, aber ich schreibe mehr über meine Eindrücke als über Politik. - Ist doch egal - sagt M.S. -, auch ihr seid Teil dieser Geschichte geworden. Eure Generation hat apolitisch begonnen, und schau dir nun B. oder V. oder P. an. Ihr sprecht über nichts anderes. - Sicher - stimme ich ihm zu -, du kannst nicht so tun, als würde dies einem anderen geschehen. Es ist unser Leben. Vielleicht wird die Literatur, gerade dank dieser Ereignisse, einen anderen sozialen Sinn bekommen.

Und so haben sich auf dem Platz drei Schriftsteller, inmitten eines Stimmenmeeres, eine Geschichte über eine Geschichte erzählt, deren Ende sie nicht kennen konnten. Und trotzdem ist es gut, daß jemand begonnen hat, diese Geschichte zu erzählen, denn hätte er dies nicht getan, wäre uns in den letzten zehn Jahren nichts Schönes begegnet. So besinnen wir uns, mit Hilfe der Studenten, trotz allem ein wenig auf uns selbst, wir holen unseren eigenen Entzug nach.

- Mir ist trotzdem etwas Schönes passiert -sagt I. D. - Ich bin gläubig geworden.

So endet ein weiterer Abend.

24. Januar

Heute in der Vasa-Straße, gegen Mittag, 40 Saxophonisten und Trompeter. Sie ziehen vorüber, jeder spielt seine Arie, und das ist es: Die vollkommene Kakophonie der Straße. Nach bereits gefestigtem Brauch diskutieren wir an der Fakultät darüber, was geschehen wird. Niemand hat eine zuverlässige Antwort, obwohl alle sehen, daß dies ein Wendepunkt ist, nach dem das Leben eine andere Richtung nimmt. Professor V.M., ein ehemaliger Politiker, erzählt, ein gewisser General hätte ihm *in alter Zeit* übelgenommen, daß man den Njegos-Preis an Borisav Pekic, einen deklarierten Gegner des Kommunismus, verliehen hat. V. M. sagt, er hätte ihm darauf erwidert, man habe von Borisav Pekic auch nicht erwarten können, daß er zu einem leidenschaftlichen Anhänger des Kommunismus wird, zumal er fünf Jahre seiner Jugend nicht im Kurort verbracht hat, sondern im Gefängnis. M. L. entwickelt unsere alte These, die Literatur sei zum ersten Mal nach fünfzig Jahren unabhängig von dem Regulativ der Politik und vielleicht gerade deshalb noch bedeutungsloser als früher. - Du kannst einen *Zauberberg* schreiben, die Welt wird es gar nicht wahrnehmen, als ob nichts geschehen wäre - sagt M. L.

27. Januar

In den Morgennachrichten, am Tag des heiligen Sava, höre ich, der Kordon wurde um 4 Uhr morgens abkommandiert, danach sind die Studenten durch die Stadt gezogen.

Ich reite mein Steckenpferd, das Fernsehen. Ich war zu müde, um zur Prozession zu Ehren des hl. Sava zu gehen, dank der, nach sieben Tage und sieben Nächte langem ununterbrochenen Stehen der Studenten und Bürger in der Kolarceva-Straße, endlich der Polizeikordon zurückgezogen wurde. Diese sieben göttlichen Tage, ungeachtet der unglaublichen Konzentration von Geist und Energie, werden nicht ausreichen, um die Welt neu zu erschaffen. Doch wie dieses Brodeln des Volkes zuletzt auch ausgehen mag, ich habe während dieser nun schon ein wenig mythischen Woche so viele intensive Bilder gesehen, die mir helfen, zumindest das Fünkchen Sinn zu finden, das in unserem gemeinsamen Leben geblieben ist.

Diese Bilder wirken im Fernsehen meist ganz anders. Ich habe die Prozession in den Morgennachrichten gesehen, im Fernsehen, diesem dämonischen Simulator (und Manipulator) der parallelen Wirklichkeit. Es sah so aus, als wäre der Patriarch mit ein paar Priestern spazierengegangen. Das Fernsehen hat die oberste dämonische Kunst der Erschaffung des Scheins bis zur Vollkommenheit entwickelt: Wir bekommen alles zu sehen, doch wir sehen nichts. Und selbst wenn wir etwas sehen, dann ist das schwarzer Unsinn, immer jenseits des gesunden Menschenverstandes. Für Zuschauer, die auf eigenes Denken verzichten, hat das Fernsehen einen totemhaften Wert. Der Mythos könnte folgendermaßen beginnen: Es war einmal ein Fernseher, aus dem die ersten Menschen stammen.

4. Februar

Ein Gesetz, das die Ergebnisse des zweiten Durchgangs der Lokalwahlen legalisiert, wurde verabschiedet. Niemand freut sich darüber. In der Stadt kommt es auch weiterhin zu Konflikten zwischen den Demonstranten und der Polizei. Die Autonomie der Universität wurde verletzt und das elementare Recht der bürgerlichen Freiheit und Sicherheit mißachtet. Durch diese Geste des autoritären Willens können weder Lüge noch Diebstahl verborgen werden. Es geht gerade zu Ende, es fängt gerade an. Was?

7. Februar

Die Studenten marschieren über meinen Boulevard. Mehr als eine halbe Stunde lang. Ich beobachte sie aus dem Fenster meines Zimmers. Ich gehe hinunter, um mich ihnen anzuschließen.

10. Februar

Heute haben wir uns vor dem Kapetan-Misa-Haus¹ versammelt, um dem Rektor das Mißtrauensvotum auszusprechen. Wir haben Rücktrittsforderungen unterzeichnet und diese persönlich bei der Rektoratsverwaltung abgegeben. Mehr als zwei Stunden lang standen wir auf dem Platz der Studenten und stellten uns hauptsächlich Fragen über die Blendung, die die Natur des Menschen verändert. Die Welt ist zweifellos auf den Kopf gestellt, und nur deshalb ist es möglich, die Niederträchtigkeit zur Tugend zu erklären, die Beschränktheit zur Weisheit, die Diktatur zur Demokratie. Wenn zweitausend Menschen dem auferlegten Auserwählten mitteilen, daß er sie nicht mehr vor der Welt vertreten könne, was sollte dieser dann tun? Es geht also um das Nichttun als verhängnisvolles Tun. Ich habe viele Bekannte getroffen, manche lesen das Tagebuch, das ich in *Rec* schreibe. (M. L. hat mich einmal daran erinnert, ich solle ihn auch in der Fortsetzung erwähnen, er meint, dies hätte ihm zu Ruhm verholfen.) Danach sind wir in der üblichen Zusammensetzung mit den Studenten spazierengegangen. B.M. neckt mich, denn er fragt, ob mein Tagebuch glaubwürdig sei, dabei meint er die Schilderung des Tumults vom 24. Dezember, jenen selbstmörderischen, machthaberischen Akt mit tragischen Folgen, als sich unsere Gruppe in alle Winde zerstreute, wie ein Vogelschwarm. - Natürlich ist es glaubwürdig - sage ich ihr -, siehst du denn nicht, daß darin kein bißchen Erotik steckt. Von dort habe ich keine interessanten Nachrichten mehr.

Wir gehen durch die Straßen der Stadt, durch das Zvezdara-Viertel, bis zum höchsten Punkt des Boulevards. Ich fahre mit der Straßenbahn nach Hause. Ein schwüler Tag. Sieh da, Frühling im Februar.

22. Februar

Die Studenten sind heute wieder in Neu-Belgrad. Am Vormittag habe ich mit zwei jüngeren Kollegen und einigen unserer Studenten Basketball gespielt (früher war ich wirklich gut darin). Ich war auch diesmal nicht gerade schlecht, als Dreierquote erzielte ich 6:3 (Ich rufe M. L. als Zeugen auf). Doch in einem Augenblick, als ich überzeugt war, genauso fit wie früher zu sein, verletzte ich mir beim Aufsprung das Knie, so daß ich nicht in die Stadt gehen konnte. Ich wartete auf die Kolonne, bis sie aus Richtung Branko-Brücke kam und schloß mich ihr dann an. Meine Jungs waren auch dabei. Und J. Wir sind bis zur großen Kreuzung beim Gemeindegebäude mitgegangen und haben dort eine Weile gestanden, dann kehrten wir um. Wir befanden uns am Ende der Kolonne, hielten uns an den Händen und plauderten. B. schämte sich anfangs ein wenig, dann wurde er lockerer. Und so schritten wir gemeinsam unseren Boulevard entlang. Dann kam mir in den Sinn, wie uns der berühmte Journalist

¹ Rektoratsgebäude der Belgrader Universität. (Anm. d. Übers.)

M.R. - dessen Texte gern von Ivo Andric gelesen wurden - vor vielen Jahren in der Redaktion der Literaturzeitung *Knjizevne novine*, ein wenig benebelt, davon erzählt hatte, daß der größte Fehler, den ein Mensch im Leben begehen könne, jener sei, nicht auf der Seite seiner Söhne zu sein. Wer weiß, vielleicht ist dieser Gedanke zu emphatisch für das Ende meines Tagebuchs, doch wie dem auch sei, ich werde diesen Fehler nicht begehen: Ich befinde mich auf der Seite meiner Söhne...

(Auszug)

Mihajlo Pantic

Übersetzung aus dem Serbischen: Maja Krstic

Mihajlo Pantic, "Aufzeichnungen eines Spaziergängers" (Zapisi jednog setaca), Rec 29, Januar 1997, S. 10-15, Rec 30, Februar 1997, S. 18-21, Rec 31, Mart 1997, S. 16-19.

Der Autor

Mihajlo Pantic wurde 1957 in Belgrad geboren. Er ist Schriftsteller und Literaturkritiker und hat bisher fünf Erzähl- und sieben Essaybände veröffentlicht. Er gehört zu den bedeutendsten modernen serbischen Literaturkritikern. Für seine Prosa und Literaturkritik erhielt er mehrere wichtige Literaturpreise. Mihajlo Pantic ist an der Philologischen Fakultät der Universität Belgrad tätig.

Erschienen in:

VIA REGIA – *Blätter für internationale kulturelle Kommunikation* Heft 46/47 1997,
herausgegeben vom Europäischen Kultur- und Informationszentrum in Thüringen

Weiterverwendung nur nach ausdrücklicher Genehmigung des Herausgebers

Zur Homepage VIA REGIA: <http://www.via-regia.org>